Die rothe Maske

(34. Fortsetzung.)

Seit länger als fünfzehn Jahren hatte er die Schwelle dieses Thurmes nicht betreten, und der Diener, welcher beauftragt war, Blanche mit Speise und Trank zu versehen, verfuhr gegen sie ziemlich auf dieselbe Weise, wie gegen Tristan von Champ d'Hivers in dem Kerker der Cisterne, das heißt, er stellte einen mit Lebensmitteln versehenen Korb auf die erste Stufe der Treppe und entfernte sich dann wieder, ohne die Neugier zu besitzen, höher hinaufzusteigen und die Gefangene anzureden.

Blanche fand, seitdem ihr ihre Tochter wieder geschenkt war, in diesen Augenblicken der Ruhe und Ungestörtheit einen unbeschreiblichen Wonnegenuß und hätte gewünscht, daß sie ewig dauern möchten. Sie versenkte sich in die Stunde der Gegenwart. Sie vergaß die Vergangenheit. Sie bemühte sich, nicht an die Zukunft zu denken, und fühlte sich so glücklich, daß es ihr war, als könne jede Veränderung nur unheilvoll und verderblich sein.

Eglantine war weit entfernt, diese Meinung zu theilen. Jeden Augenblick des Tages dachte sie an die letzten Worte, welche der Capitän an die bleiche Frau gerichtet: „Ich werde bald wiederkommen, um Euch Beide zu retten"—und sie wünschte den erwarteten Befreier sehnlichst und schleunigst herbei.

Am Abend des zweiten Tages jedoch begann eine unbestimmte Unruhe sich in Blanche's Glück zu mischen. Gewitterwolken thürmten sich an ihrem einen Augenblick lang heiter gewesenen Himmel empor.

Dann und wann während des ganzen Tages hatte die Unglückliche in dem Schlosse Waffengeklirr und ein verworrenes Getöse zu hören geglaubt, welches die Anwesenheit einer zahlreichen Schaar von Kriegern verrieth.

Mit der einbrechenden Dunkelheit war Alles wieder still geworden, aber mitten in diesem Schweigen ließ sich ein dumpfes fernes Murmeln vernehmen, gleich jenem Grollen, welches man bei Annäherung eines Gewittersturmes in der Luft vernimmt.

Was hat das zu bedeuten? und brachte die Zukunft vielleicht neues Unglück für die Armee, die schon durch die Vergangenheit so grausam geprüft worden?

Erschöpft durch die Anstrengungen des Körpers und des Geistes lag Eglantine, welche sich völlig angekleidet auf das Bett geworfen, in ruhigem, tiefem Schlaf. Blanche, die in der tiefen Brüstung des Fensters stand, welches die Aussicht auf das Thal von Ilay gewährte, heftete ihre Blicke auf die dichte Finsterniß und lauschte auf jenes räthselhafte verworrene Getöse, von welchem wir so eben sprachen.

Plötzlich schmetterte Garbas' Trompete durch die Finsterniß und ließ die langsamen unheilverkündenden Töne ihrer Fanfare hören.

Blanche zuckte zusammen. Die düster drohende Melodie stand im Einklange mit ihrer Seele.

Eglantine schlief immer noch. Auf die Trompetenfanfare folgte eine laute Stimme.

Die Worte, welche Antide von Montaigu, Grafen und Herrn des Adlerschlosses, für einen dreimal meineidigen Verräther und in die Acht erklärten, erweckten in Blanche's Herzen einen mächtigen Wiederhall.

„Hörst Du?" hörst Du?" murmelte sie, indem sie sich dem Bett näherte und Eglantines Hand ergriff.

„Was gibt's, meine Mutter?" fragte Eglantine, indem sie aus dem Schlafe emporfuhr.

„Sie kommen, sie sind da!"

„Wer denn?"

„Die Anführer des Gebirges — die Helden — die Befreier."

„Ha!" rief Eglantine von Freude überwallend, indem sie vom Bett herabsprang, „ha, Gott sei gepriesen! Wir sind gerettet! Wir sind frei!"

Die Stimme Antide von Montaigu's schien zu antworten: „Noch nicht! denn sie sprach die furchtbaren Worte:

„Zu Euch, die Ihr Euch Anführer des Gebirges nennt, zu Dir, Pierre Marquis, schlechter Priester und schlechter Soldat, zu Dir, Jean Barroz, alter zahnloser Soldner und erbärmlicher Hund, der nicht mehr beißen kann — zu Dir, La Cuzon, Anführer einer Handvoll Rebellen und Banditen — spreche ich der Herr des Adlerschlosses, ich, der Mann mit der rothen Maske, und antworte, daß ich Euch Trotz biete und Euch alle Drei an den Zinnen des Nadelthurmes aufhängen lassen werde."

Und der Leser erinnert sich, daß der Nichtswürdige beinahe sofort hinzusetzte: „Feuer! Feuer auf diese genen Wichte, welche den Adler in seinem Horst anzugreifen wagen — "und daß eine furchtbare Salve das ganze Schloß in Feuer und Rauch hüllte.

„Mutter! Mutter!" stammelte Eglantine, indem sie sich in Blanche's Arme warf; „sie haben ihn getödtet! wir sind verloren!"

Aber sie hatte noch nicht ausgeredet, als schon die lauthallende Stimme des Capitäns auf das Knallen der Musketen folgte und rief:

„Zum Sturm! mir nach, Cameraden! La Cuzon! La Cuzon!"

Eglantines Todesangst wich sofort wieder dem unbedingten Vertrauen. Sie richtete den Kopf empor und eben so wie sie gestammelt: „Wir sind verloren," murmelte sie abermals: „Wir sind gerettet!"

Antide von Montaigu fürchtete, wie wir bereits bemerkt haben, daß das Geheimniß seines Verraths durch den Cardinal von Richelieu den Anführern der Freischaaren verrathen worden sei, und er wußte wohl, daß er von diesen in diesem letzteren Falle weder Gnade noch Barmherzigkeit zu erwarten hatte.

Er beschloß daher, sich zur Vertheidigung bereit zu halten, und überzeugt, daß das Adlerschloß mit einer hinreichenden Besatzung versehen, uneinnehmbar war, schickte er, während er sich, wie uns bereits bekannt, in den Hinterhalt legte, um den Capitän meuchlings niederzuschießen, einen sicheren Mann nach Clairvaux, um dort die Dienste einer Schaar von zweihundertundfünfzig Mann Grauen zu erlauben und sie sofort nach dem Adlerschlosse zu dirigiren.

Diese Miethlinge langten beinahe mit ihrem künftigen Herrn zugleich auf dem Schlosse an. Er wies ihnen sofort ihre verschiedenen Posten an, ließ hinreichende Munition unter sie austheilen, bezahlte ihnen einen Monat Sold im Voraus und schärfte ihnen ein, sich auf der Hut zu halten, als ob ein Angriff noch an demselben Tage stattfinden sollte.

Diese instinktartige Vorsicht Antide's von Montaigu sollte, wie wir wissen, sehr bald auf glanzende Weise gerechtfertigt werden.

Wenn unsere Leser die Details, welche wir früher über die Lage des Adlerschlosses und dessen Vertheidigungsmittel mitgetheilt, nicht vergessen haben, so brauchen wir ihnen nicht zu wiederholen, daß die Festung von der Seite des Thales von Ilay wegen des senkrechten Felsens, auf dem sie stand, nicht zugänglich war.

Nur in der Richtung von Chauz-de-Dombief, das heißt auf der Seite des Haupteinganges, boten die zu überwindenden Hindernisse eher Aussicht auf ein, wenn auch nicht wahrscheinliches, wenigstens mögliches Gelingen.

Der Angriffsplan war im Voraus zwischen La Cuzon und Marquis verabredet worden. Er war außerordentlich einfach; um ihn aber in Ausführung zu bringen, bedurfte es der ganzen feurigen und unwiderstehlichen Kühnheit der Gebirgsmänner und ihrer Anführer.

Zwei Pelotons, jedes von fünfzig Mann, waren unter dem Commando des Pfarrers Marquis beauftragt, durch ein ununterbrochenes Feuer jenen Theil des Walles zu bestreichen, in welchem das erste Thor und die erste Zugbrücke eingebracht waren.

Während die besten Schützen der Freischaaren sich dieser Aufgabe mit großer Geschicklichkeit entledigten und alle Grauen, die sich nicht sorgfältig gedeckt hielten, niederschossen, ließen Barroz und La Cuzon, welche in den Graben hinabgestiegen waren, längs der Mauer Leitern anlegen und versuchten, das Beil in der einen und das Pistol in der andern Hand, hinaufzuklettern. Von etwa zwanzig Mann gefolgt, gelangten sie auch wirklich bis auf den Gipfel des Walles.

Hier erwartete sie ein energischer Widerstand, aber dieser Widerstand mußte ihrer ungestümen Tapferkeit weichen. Der Kreis erweiterte sich um sie herum und gedeckt durch die Scharfschützen, welche die Grauen entfernt hielten, hieben sie mit ihren Beilen auf die Balken los, an welchen die Ketten der Zugbrücke befestigt waren. Während das Holz unter ihren Axthieben in Splitter flog, knallte das Musketenfeuer ohne Unterlaß. Die Angreifer setzten den Sturm mittelst der Leitern fort und die Grauen wichen vor der stets wachsenden Anzahl ihrer Feinde zurück, aber in geschlossener Ordnung, und indem sie das Terrain Fuß um Fuß und so zu sagen Zoll um Zoll vertheidigten.

Plötzlich vernahm man ein Getöse als ob ein ganzes Gebirge eingestürzt wäre Auf dieses Getöse folgte ein von den Stürmenden ausgestoßenes Freuden- und Triumphgeschrei. Die Zugbrücke war gefallen.

Die Gebirgsmänner stürzten in den gewölbten Gang hinein, zerschlugen das Thor, welches sich ihnen entgegenstellte, und drangen, sich schon Meister des Schlosses glaubend, in den ersten Hofraum.

Dieser Vortheil aber hatte, obschon wichtig, dennoch nichts Entscheidendes.

Antide von Montaigu, der in der ersten Reihe kämpfte und einen unbestreitbaren Muth entwickelte, hatte in dem Augenblick, wo die Zugbrücke fiel, zum Rückzuge commandirt, und die Grauen hatten, nachdem sie sich in guter Ordnung bis in den zweiten Hof zurückgezogen, die zweite Zugbrücke hinter sich aufgeworfen und das zweite Thor geschlossen. Kurz, die Gebirgsmänner waren Herren des zwischen den beiden Parallelmauern liegenden Raumes, aber sie konnten nicht weiter dringen, ohne wieder eine Belagerung zu beginnen, welche schwieriger und gefährlicher war als die erste, denn die hohen Theile des Schlosses beherrschten diesen schmalen Raum, und die durch die tiefen Fensterbrüstungen vollkommen geschützten Belagerten schossen von oben nach unten auf die Angreifer, welche auf diese Weise mit vollkommener Sicherheit auf's Korn genommen wurden.

Die Gebirgsmänner fielen einer nach dem andern unter dem Kugelhagel, der aus unsichtbaren Musketen auf sie niederschmettert. Sobald als einer von ihnen das Feuer erwiedern wollte, verrieth der Blitz seiner Muskete durch Aufhellung der Finsterniß seinen Standpunkt und er ward dann sofort zu einem Ziele für die Belagerten.

Ein solcher Zustand der Dinge durfte nicht lange dauern. La Cuzon ließ die Leitern, welche zur ersten Ersteigung gedient hatten, herbeibringen. Sie wurden abermals an die Mauer gelehnt und der Capitän hielt sich bereit, das Signal zu einem zweiten Sturm zu geben. Marquis, dem er seinen Plan mittheilte, war aber ganz entgegengesetzter Ansicht.

„Ein fünf Minuten langer ungestümer Angriff", sagte La Cuzon, „wird uns über dieses neue Hinderniß hinweghelfen und wir werfen uns auf die Esplanade. Gehört aber einmal die Esplanade unser, so haben wir auch das Schloß.

„Du hast Recht", antwortete der Priester. „Aber wir werden dann unnatzerweise viel Leute geopfert haben und das Leben der Menschen ist heilig."

„Was sollen wir demnach thun?"

„Wie mir scheint, muß Barroz einen Angriff auf einem andern Punkte versuchen. Ob dieser Versuch gelingt oder scheitert, darauf kommt wenig an. Die Hauptsache ist, eine Diversion herbeizuführen und zu verhindern, daß die Aufmerksamkeit und der Widerstand der Soldaten des Herrn des Adlerschlosses sich auf den einzigen Ort concentrire, an welchem wir Herren des Platzes zu werden hoffen. Bist Du nicht auch meiner Meinung, Jean Claude?"

„Allerdings; hundertmal für einmal!"

„Wohlan, dann hält uns ja nichts ab die Diversion von der ich sprach, auf der Stelle zu versuchen. Wo ist der Oberst?"

„Er muß da sein. Wir haben so eben mit einander die Balken der Zugbrücke durchhauen."

„Barroz!" rief der Pfarrer Marquis.

Niemand antwortete auf diesen Ruf.

„Oberst!" sagte La Cuzon seinerseits. Dasselbe beunruhigende Schweigen erweckte eine unbestimmte Befürchtung in dem Herzen des Priesters und in dem des Capitäns. Barroz war entweder nicht mehr da oder er war todt, und für Jeden, der den Obersten kannte, schien sein Tod wahrscheinlicher als seine Abwesenheit im Augenblick der Gefahr.

Mittlerweile hatten die zunächststehenden Gebirgsmänner gehört, daß man Barroz rief und dieser nicht antwortete.

Mit der Schnelligkeit des Blitzes verbreitete sich das Gerücht von seinem Tode von Glied zu Glied und nach Art aller schlimmen Nachrichten sich vergrößernd, behauptete es schon nach wenigen Minuten, Marquis sei an der Seite des Obersten gefallen.

Nun bemächtigte sich eine tiefe Entmuthigung und vollständige Demoralisation dieser Männer, welche seit dem Beginn des Krieges gewohnt gewesen, den Erfolg fast stets ihren ersten Angriff bei jenen zahlreichen Handstreichen krönen zu sehen, welche nur durch Schnelligkeit und Kühnheit gelingen. Wie verschieden schien ihnen in diesem Augenblick die Situation! Die siegreiche Erstürmung des ersten Hofes hatte nur ein unvollständiges Ergebniß zur Folge gehabt. Sie sahen sich jetzt einem fast unübersteiglichen Hinderniß gegenüber, in dichter Finsterniß, denn die Grauen hatten ihr Feuer seit einem Augenblick eingestellt und die Blitze des Musketenfeuers durchzuckten nicht mehr die finstere Nacht. Das Adlerschloß, dieser in den Sagen der Winterabende furchtsam genannte vermeinte Wohnsitz des Teufels, hüllte sie in seine Geheimnisse und Schrecken, und zwei ihrer Anführer, die bis diese Stunde stets siegreich gewesen und für Kugeln und Degen gleich unverwundbar zu sein geschienen, waren gleichzeitig gefallen. Und einer dieser Anführer war, wie man sagte, Marquis, der trotz des rothen Gewandes, welches ihn unverwundbar machen sollte, zum Tode getroffen wurden.

Der Einfluß des fluchbeladenen Schlosses war demnach in der That ein mächtiger und unbesiegbarer. Die Macht des Dämons, welcher auf diese Weise über das heilige Gewand des Priesters triumphirte, war also ohne Grenzen.

Eine tiefe abergläubische Furcht bemächtigte sich dieser sonst bis zur Tollkühnheit tapferen Männer. Man konnte sie leise murmeln hören:

„Barroz ist todt. Marquis ist todt. Gegen böse Geister kann man nicht kämpfen."

Und diese Helden, welche so mit einem Male beinahe Feiglinge geworden waren, dachten schon daran schimpflich die Flucht zu ergreifen Dennoch aber hielt noch ein Ueberrest von militärischer Mannszucht und angeborenem Respekt sie zurück.

Das Murmeln der erschrockenen Gebirgsmänner drang bis zu dem Ohr des Priesters und des Capitäns.

Marquis hörte, daß man von allen Seiten sagte:

„Marquis ist todt."

Und er begriff gleichzeitig, daß, wenn man dieses lügenhafte Gerücht nicht sofort in seiner Geburt erstickte, man dann nicht mehr auf Soldaten zählen könne, welche schwach und furchtsam geworden waren wie Kinder.

Aber auf welche Weise sollte man in dieser dichten Finsterniß den Gebirgsmännern beweisen, daß Marquis noch lebte und daß das rothe Gewand mehr als jemals sich als ein unverwundbarer Talisman erwies?

Seltsame Lage eines Menschen, welcher nicht wußte, wie er sein Leben beweisen sollte! Vergebens rief Marquis:

„Hier bin ich! Ich bin noch bei Euch!"

Seine Worte verhallten unter dem immer lauter werdenden Murren der Gebirgsmänner, welche immerfort riefen:

„Das rothe Gewand ist verschwunden! Der Teufel hat uns!"

Vergebens ging La Cuzon von Einem zum Andern und bemühte sich, ihnen ihre Tollheit zu benehmen.

Die abergläubische Furcht, welche die Gebirgsmänner erfüllte, machte sie taub. Sie hörten nicht mehr auf die Stimme ihres Anführers.

„Was sollen wir thun? Mein Gott, was sollen wir thun?" fragte der Capitän den Pfarrer.

„Es sind nur zwei Auswege möglich", antwortete dieser rasch, „man muß ihnen das rothe Gewand zeigen."

„Aber wie?"

„Laß Fackeln anzünden und gib Befehl zum Sturm. Ich werde die erste Mauer ersteigen und auf diese Weise werden sie, wenn es Gott gefällt, mich Alle sehen."

„Ja", entgegnete La Cuzon, „aber die Grauen werden Euch sehen."

„Nun, was kommt weiter darauf an?"

„Ihr werdet der Zielpunkt eines Kugelhagels werden."

„Was kommt darauf an?" sagte Marquis nochmals.

Und lächelnd setzte er hinzu:

„Du weißt ja, daß das rothe Gewand unverletzlich ist."

La Cuzon gehorchte, während sein Herz von einer bangen Ahnung erfüllt ward, gleichwohl dem Willen des Priesters. Er ließ Fackeln anzünden und in dem Augenblick, wo der flammende Schein derselben das scharlachene Gewand des Pfarrers hell beleuchtete, in dem Augenblick, wo die wieder beruhigten Gebirgsmänner ein lautes Freudengeschrei ausstießen, commandirte der Capitän zum Sturm.

Die Freischaaren, bei welchen der kühne Muth die Verzagtheit sofort wieder in den Hintergrund zurückdrängte, eilten die Leitern hinauf. Der Priester kletterte von La Cuzon gefolgt voran.

Eine furchtbare Salve krachte aus den hohen Fenstern des Schlosses und von den Zinnen der Mauer.

„Löscht die Fackeln aus!" rief Marquis, „und dann vorwärts! La Cuzon! La Cuzon!"

„La Cuzon! La Cuzon!" wiederholten die Gebirgsmänner.

Und angefeuert durch dieses Feldgeschrei erstiegen sie mit unwiderstehlichem Ungestüm den Wall.

Aber der Pfarrer folgte ihnen nicht. Er war so eben dem Capitän und dem Trompeter Garbas rücklings in die Arme gesunken.

„Seid Ihr verwundet, mein Vater?" murmelte La Cuzon erschrocken.

„Ja", antwortete Marquis, „verwundet, zum Tode verwundet. Aber still, sie dürfen es nicht wissen."

Das Blut, welches in heißen Wogen aus der zerrissenen Brust des Priesters ihm in den Hals emporstieg, erstickte seine Stimme.

Nach Verlauf einer Sekunde hob er jedoch wieder an:

„Höret, Jean Claude, die Gebirgsmänner glauben an das rothe Gewand. Enttäuche sie nicht, sie dürfen nicht erfahren, daß Marquis todt ist."

„Todt", wiederholte La Cuzon mit Bestürzung; „nein, nein, es ist unmöglich, Ihr werdet nicht sterben — Ihr könnt nicht sterben."

„In einer Minute", fuhr der Priester mit kaum hörbarer Stimme fort, „in einer Minute ist Alles vorbei. Aber sei ruhig, mein Sohn, sei stark: Du wirst mich auf dem Saracenenfeld beerdigen — ich will es — und siehe zu, daß mein Grab das Geheimniß des rothen Gewandes treu bewahrt. Mein Herr und mein Gott, schütze die heilige Sache, der ich mein Blut weihe. Segne die Waffen der Vertheidiger der Franche-Comte."

Die Stimme des Pfarrers erlosch. Die letzten Zuckungen des Todeskampfes streckten seine Glieder.

Dennoch hatte er Kraft hinzuzufügen:

„Deine Hand, mein Sohn — mein Geheimniß — leb wohl."

Dann sank er in den Armen, die ihn hielten, zusammen. Er war todt.

La Cuzon versuchte, niedergeschmettert durch die Wucht eines der bittersten Schmerzen, die er empfunden konnte, noch eine Sekunde lang an der furchtbaren Wirklichkeit zu zweifeln. Er kniete neben Marquis Leiche nieder und legte die Hand auf sein Herz. Aber es war aus — es war Alles aus — das edelmüthige Herz hatte aufgehört zu schlagen.

„Mein Gott", stammelte er, „mein Gott, warum hast Du nicht mich an seiner Stelle zu Dir genommen? Warum lebe ich noch?"

Aber er mußte diesen unermeßlichen Kummer in sich verschließen. Es war jetzt keine Zeit zum Weinen.

La Cuzon wendete sich zu Garbas.

„Wir müssen den letzten Willen des Helden, der nicht mehr ist, erfüllen", sagte er zu ihm. „Das Geheimniß des rothen Gewandes muß bewahrt werden. Morgen werden wir das Grab auf dem Saracenenfeld graben. Jetzt nimm diese Leiche und verbirg sie in den Felsen, welche den Nadelthurm beherrschen. Ich kehre zum Kampf zurück."

Garbas, der vor Weinen kaum sprechen konnte, stammelte eine unverständliche Antwort und der Capitän warf sich, indem er eine von den an die Mauern gelehnten Leitern erstieg, mitten in den Kampf, der sich auf der Esplanade entsponnen, und stürzte sich mit wildem Ungestüm auf die Grauen, indem er bei jedem Streich, den er führte, murmelte:

„Wenigstens werde ich ihn rächen."

Die Lage der Gebirgsmänner war in dem Augenblick, wo La Cuzon sich wieder zu ihnen gesellte, weit entfernt, eine beruhigende zu sein. Sie waren zahlreicher als die Grauen, konnten sich aber in Folge des Mangels an Raum nicht gehörig entfalten und hatten das unaufhörliche Feuer auszuhalten, welches aus allen Gebäuden, deren Mittelpunkt die Esplanade bildete, auf sie gerichtet ward. Das Musketenfeuer knatterte an den Fenstern des Hauptgebäudes, an denen der Kaserne, an denen des Frauengebäudes und die unaufhörlichen Verluste, welche diese fortwährenden Salven den Gebirgsmännern zufügten, wogen den Vortheil auf, den sie von einem Kampf Mann gegen Mann ziehen konnten, in welchem ihr unbezähmbarer Muth ihnen den Sieg verschaffen mußte.

Wir müssen, um gerecht zu sein, hier auch erwähnen, daß die Grauen sich sehr gut schlagen und den ihnen von dem Herrn des Adlerschlosses gezahlten Sold redlich verdienten.

Mit einem Worte, der Kampf ward von beiden Seiten kräftig und muthig geführt und es wäre schwierig gewesen, vorauszusehen, wer zuletzt als Sieger daraus hervorgehen würde, als ein unerwartetes Ereigniß den Dingen mit einem Male eine ganz andere Gestalt gab.

Die Belagerten hörten nämlich hinter sich ein lautes Siegesgeschrei mit Schreckensrufen untermischt. Das Feuer ward matter und das Feldgeschrei der Gebirgsmänner „La Cuzon! La Cuzon!" hallte aus dem Innern des Schlosses.

Die Grauen befanden sich zwischen zwei Feuern.

* * *

Wir müssen nun zunächst diese glückliche Diversion und das so plötzliche und unwahrscheinliche Verschwinden des Oberst Barroz erklären.

Der Oberst befand sich mit Marquis und La Cuzon in dem ersten Hof und mitten in der dichtesten Finsterniß, als er plötzlich eine Hand die seine ergreifen und kräftig drücken fühlte.

„Was wollt Ihr von mir?" fragte er.

„Kommt, Oberst", antwortete eine absichtlich gedämpfte Stimme.

„Wer seid Ihr?"

„Ich bin Maqui."

„Ha!" murmelte Barroz mit Erstaunen.

„Kommt", wiederholte die Alte.

„Wohlan, wollt Ihr mich führen?"

„An einen Ort, wo Eure Anwesenheit nothwendig ist."

„Aber", sagte Barroz, „ist denn meine Anwesenheit nicht hier auch nöthig?"

„Allerdings, aber anderwärts noch viel mehr, weil die Eroberung des Schlosses von dem abhängt, was Ihr thun werdet."

Maqui hatte seit einigen Tagen so viele glänzende Beweise von ihrer Anhänglichkeit an die Sache der franco-comtesischen Freiheit gegeben und derselben so wichtige Dienste geleistet, daß Barroz nach dem ersten Augenblick des Zögerns sich entschloß, ihr zu folgen.

Sie führte ihn aus dem Schlosse hinaus und rasch auf die Straße, wo sie Tristan von Champ d'Hivers und seinem Sohn begegneten, die an der Spitze eines Trupps von zweihundert Gebirgsmännern den Belagerern zu Hilfe kamen.

Sie bewog sie eine andere Richtung zu nehmen, führte sie an den Fuß der Felsenwand, auf welcher die Waffe erbaut waren, bog einige Gesträuche auf die Seite, steckte den Schlüssel, der ihr von dem Herrn des Adlerschlosses selbst übergeben worden, in das Schloß eines Pförtchens, öffnete dasselbe und rief:

„Nun ist das Schloß Euer! folget mir — ich will Euch führen!"

Sie eilte in den unterirdischen Gang hin, während Barroz, die beiden Champ d'Hivers und die Gebirgsmänner in guter Ordnung zwei Mann hoch marschirend ihr folgten.

An dem geheimnißvollen Wandgetäfel angelangt, auf dessen anderer Seite sich das Bildniß des letzten der Vaudrey befand, blieb Maqui stehen und sagte zu Barroz:

„Oberst, zwischen Euch und dem Saal des Adlerschlosses befindet sich jetzt nur noch diese Thür."

Barroz zerschlug das Wandgetäfel mit seinem Beil und sprang in das Innere des Gemachs, indem er rief:

„La Cuzon! La Cuzon!"

Ein Dutzend Graue, welche von den Fenstern aus auf die Gebirgsmänner Feuer gaben, wurden niedergemetzelt ehe sie noch Zeit hatten, sich zur Wehre zu setzen.

Der Oberst nahm seine Leute rasch zusammen, formirte sie in geschlossene Colonne und brach mit ihnen auf die Esplanade heraus, indem er den Grauen unversehens in den Rücken fiel und fortwährend das Feldgeschrei der Gebirgsmänner: „La Cuzon! La Cuzon!" wiederholte.

Tristan von Champ d'Hivers und Raoul waren jedoch der Schaar des Obersten Barroz nicht nachgeeilt.

Allein in dem Saal zurückgeblieben, hatten sie sich beeilt jene Thür zu öffnen, welche wir bereits kennen und die zu ebener Erde auf die Terrasse hinausführte.

Tristan dachte an Blanche von Mirebel.

Raoul dachte an Eglantine.

Beide riefen wie aus einem Munde:

„In den Nadelthurm!"

Wir müssen uns daher wieder zu Eglantine und ihrer Mutter in dem Augenblick begeben, wo erstere, als sie den Capitän La Cuzon zum Sturm commandiren hörte, ausrief:

„Wir sind gerettet!"

Beinahe in demselben Augenblick begann das Musketenfeuer von Neuem und mehrere verirrte Kugeln schlugen in die Mauern des Nadelthurmes.

Eine dieser Kugeln zerschlug sogar eine Scheibe des Fensters und verlor sich in der Tapete.

Die beiden Frauen prallten, einen Schreckensruf ausstoßend, zurück und flüchteten sich in einen Theil des Zimmers, welchen die Kugeln nicht erreichen konnten. Ueber eine Stunde lang wohnten sie in Gedanken den Wechselfällen des furchtbaren Kampfes bei.

Sie hörten wohl Alles, sahen aber Nichts und waren genöthigt, je nach den Anordnungen von Triumph oder Zorn zu muthmaßen, welche von den beiden Parteien im Vortheile war.

Plötzlich und in dem Augenblicke, wo die Grauen sich in die Esplanade zurückzogen, das zweite Thor hinter sich geschlossen und die zweit Zugbrücke aufgezogen hatten, hörte Blanche die Stimme des Herrn des Adlerschlosses auf der Terrasse am Fuße des Thurmes.

Antide von Montaigu ertheilte einem Diener Befehle.

Blanche fühlte, indem sie die Stimme hörte, wie ihr der Muth entsank. Gleichzeitig drehte sich die Thür der Treppe in ihren Angeln und der Tritt einer klirrenden Ferse ließ sich auf den Stufen hören.

Der Herr des Adlerschlosses kam herauf.

„Mein Gott," stammelte Blanche außer sich vor Furcht, „mein Gott, schütze uns!"

Und ohne die Fragen Eglantinens zu beantworten, welche über die Furcht ihrer Mutter erschrak, faßte sie ihre Tochter in die Arme; öffnete die Tapetenthür, welche den Eingang der Wendeltreppe verschloß, die nach dem obern Theil des Thurmes führte, setzte Eglantinen auf eine der Stufen dieser Treppe und nachdem sie ihr ins Ohr gemurmelt: „Ruhig! ruhig! oder wir sind Beide verloren!" schloß sie die Thür wieder, kehrte in das Zimmer zurück und setzte sich, als sie fühlte, daß ihre Knie wankten, auf das Bett, oder ließ sich vielmehr darauf nieder sinken.

Antide von Montaigu erschien, in der rechten Hand eine blutige Klinge und in der linken eine Lampe haltend, auf der Schwelle.

Man konnte sich nichts ueberverkündendes denken als seinen Anblick. Seine zusammengezogenen Augenbrauen berührten sich. Einige Tropfen Blut, die aus einer leichten Wunde der rechten Wange hervordrangen, machten seine Blässe noch auffallender.

Die gewaltsam zusammengezogenen Muskeln seines Gesichtes und der wilde Ausdruck seiner Augen gab ihm das Aussehen eines besiegten Teufels.

Er näherte sich langsam dem Kamin, auf welchen er die Lampe setzte, steckte seinen Degen in die Scheide, wendete sich dann nach Blanche, kreuzte die Arme, während ein wahrhaft teuflisches Lächeln seine Lippen umspielte, heftete seinen Blick auf die verstörten Züge der Unglücklichen und setzte diese stumme Musterung über eine Minute lang fort.

Blanche erbebte unter diesem satanischen Blick, welcher einen Zauber auszuüben schien, gleich dem, welchen der Volksglaube dem Auge der Schlange zuschreibt.

Endlich begann die Gefangene, welche nicht mehr an sich zu halten vermochte und die furchtbarste Gewißheit der unerträglichsten Angst und Spannung vorzog, zu stammeln:

„Im Namen des Himmels, was wollt Ihr von mir?"

„Und wer sagt Euch, daß ich etwas von Euch will?" fragte Antide in spöttischem Tone.

„Ist nicht schon Euere Nähe der Beweis, daß mir ein neues Unglück droht?"

„Ich flöße Euch wohl große Furcht ein, nicht wahr?"

Blanche senkte den Kopf, ohne zu antworten.

„Ihr hasset mich mit der ganzen Kraft Euerer Seele, nicht wahr? hob der Herr des Adlerschlosses wieder an.

„Nein", entgegnete die Gefangene, „in meiner Brust lebt kein Haß mehr, sondern nur Verzeihung.

(Fortsetzung folgt.)